

Jenny Downham • Bevor ich sterbe

cbt

Foto: © Rolf R. Marniort



DIE AUTORIN

Jenny Downham war Schauspieler in einer freien Theatergruppe, bevor sie anfang zu schreiben. Sie lebt mit ihren beiden Söhnen in London.

»Bevor ich sterbe« ist ihr erster Roman.

Jenny Downham

Bevor ich sterbe

Aus dem Englischen
von Astrid Arz

cbt



FSC

Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. 5G5-COC-001940

www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte
Papier *München Super Extra* liefert Arctic Paper
Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Erstmals als cbt Taschenbuch Juli 2010

Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform

© 2007 by Jenny Downham

Die Originalausgabe erschien 2007 unter dem Titel
»Before I Die« bei David Fickling Books, Oxford.

© 2008 der deutschen Ausgabe bei cbt Verlag in der

Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Übersetzung: Astrid Arz

Umschlaggestaltung: init.büro für gestaltung, Bielefeld

Umschlagfoto: Gettyimages/Taxi/Matt Grey

he · Herstellung: AnG

Satz: dtp im Verlag, Str.

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-570-30674-1

Printed in Germany

Für Louis und Archie, in Liebe

EINS

Wenn ich doch nur einen Freund hätte. Ich wünschte, er würde im Schrank von einem Kleiderbügel hängen. Immer wenn ich wollte, könnte ich ihn rausholen, und er würde mich so ansehen wie die Jungs in Filmen, so als ob ich schön wär. Er würde nicht viel sagen, nur schwer atmen, während er seine Lederjacke auszieht und den Gürtel an seiner Jeans aufschnallt. Drunter hätte er weiße Unterwäsche, und er wäre so fantastisch, dass mir fast die Sinne schwinden würden. Er würde auch mich ausziehen und flüstern: »Tessa, ich liebe dich. Verdammst, ich lieb dich echt unheimlich. Du bist so schön.« Genau die Worte, während er mich auszieht.

Ich setze mich im Bett auf und knipse die Nachttischlampe an. Ein Stift liegt da, aber kein Papier, deshalb schreibe ich an die Wand hinter mir: »*Ich will das Gewicht von einem Jungen auf mir spüren.*« Dann lege ich mich wieder hin und schau in den Himmel draußen. Er hat eine komische Farbe angenommen – rot und pechschwarz zugleich, wie wenn der Tag verbluten würde.

Ich rieche Bratwurst. Samstagsabends gibt's immer Bratwurst, dazu Kartoffelpüree und Kohl mit Zwiebelsoße. Dad hat dann den Lottoschein, und Cal wird die Zahlen ausgesucht haben, und sie sitzen wieder mal vor dem Fernseher und essen von Tablett, die sie auf dem Schoß halten. Erst sehen sie sich »X-Faktor« an, dann »Wer wird Millionär?«, danach badet Cal und geht schlafen, und Dad trinkt Bier und raucht, bis es spät genug für ihn ist, schlafen zu gehen.

Vorhin ist er raufgekommen, um nach mir zu sehen. Er

ging zum Fenster rüber und zog die Vorhänge auf. »Sieh dir das an!«, hat er gesagt, als das Licht reinflutete. Draußen der Nachmittag, die Baumkronen, der Himmel. Sein Umriss zeichnete sich vor dem Fenster ab; die Hände in die Hüften gestemmt, sah er aus wie ein Power Ranger.

»Wenn du nicht drüber reden magst, wie kann ich dir dann helfen?«, fragte er, und er kam zu mir rüber und setzte sich auf die Bettkante. Ich hielt die Luft an. Wenn man das nur lange genug macht, tanzen einem weiße Lichter vor den Augen. Er beugte sich vor und streichelte meinen Kopf, massierte mit den Fingerspitzen sanft meine Kopfhaut.

»Atme, Tessa«, flüsterte er.

Stattdessen schnappte ich mir meinen Hut vom Nachttisch und zog ihn mir voll über die Augen. Da ging er weg.

Jetzt ist er unten und brät Würste. Ich höre das Fett spritzen und wie die Soße in der Pfanne schwappt. Ich weiß nicht recht, ob ich das von so weit oben hören sollte, aber mich überrascht nichts mehr. Jetzt höre ich, wie Cal den Reißverschluss seiner Jacke aufzieht, zurück vom Senfkaufen. Vor zehn Minuten bekam er eine Pfundmünze und die Anweisung: »Sprich mit keinem, der nicht ganz sauber ist.« Während er weg war, stand Dad in der Hintertür und rauchte eine. Ich konnte das Flüstern der Blätter hören, die im Gras vor seinen Füßen landeten. Der Herbst im Anmarsch.

»Häng deine Jacke auf, und geh gucken, ob Tess irgendwas möchte«, sagt Dad. »Wir haben jede Menge Blaubeeren. Mach sie ihr schmackhaft.«

Cal hat seine Turnschuhe an, die Luft in den Sohlen seufzt, während er in langen Sätzen die Treppen hoch und durch meine Zimmertür kommt. Ich stelle mich schlafend, aber das hält ihn nicht auf. Er beugt sich weit vor und flüstert: »Mir doch egal, und wenn du nie mehr mit mir redest.« Ich kneife ein Auge auf und sehe in zwei blaue. »Hab doch

gewusst, dass du bloß so tust«, sagt er mit breitem, tollem Grinsen. »Dad fragt, ob du Blaubeeren willst.«

»Ne.«

»Was soll ich ihm sagen?«

»Sag ihm, ich will ein Elefantenbaby.«

Er lacht. »Du wirst mir fehlen«, sagt er und lässt mich mit offener Tür und der Zugluft von der Treppe zurück.

ZWEI

Zoey klopft nicht mal, kommt einfach rein und lässt sich auf das Fußende von meinem Bett fallen. Sie sieht mich so komisch an, als hätte sie nicht erwartet, mich hier anzutreffen.

»Was machst du?«, fragt sie.

»Warum?«

»Gehst du nicht mehr runter?«

»Hat mein Dad dich angerufen?«

»Hast du Schmerzen?«

»Nein.«

Sie mustert mich argwöhnisch, steht dann auf und zieht ihren Mantel aus. Darunter trägt sie ein sehr kurzes rotes Kleid. Es passt zu der Handtasche, die sie auf meinen Boden gepfeffert hat.

»Gehst du aus?«, frage ich sie. »Hast du ein Date?«

Schulterzuckend geht sie zum Fenster und guckt in den Garten runter. Während sie mit einem Finger Kreise auf die Scheibe malt, sagt sie: »Vielleicht solltest du versuchen, an Gott zu glauben.«

»Ach ja?«

»Na ja, vielleicht sollten wir das alle. Die ganze Menschheit.«

»Das finde ich nicht. Womöglich ist er ja tot.«

Sie dreht sich um und sieht mich an. Ihr Gesicht ist blass wie der Winter. Hinter ihrer Schulter blinkt ein Flugzeug durch den Himmel.

Sie fragt: »Was hast du da an die Wand geschrieben?«

Ich weiß nicht, warum ich sie es lesen lasse. Wahrscheinlich will ich, dass was passiert. Es ist schwarze Tinte. Wäh-

rend Zoey sich das ansieht, krabbeln die Wörter rum wie Spinnen. Sie liest es immer wieder. Ich kann's nicht ab, wie sie mich manchmal bemitleidet.

Sie redet sehr sanft. »Disneyland ist das nicht gerade, was?«

»Hab ich das behauptet?«

»Ich hab gedacht, das wär die Absicht.«

»Nicht meine.«

»Dein Dad erwartet wohl eher, dass du dir ein Pony wünschst, keinen Freund.«

Es klingt so irre, wenn wir beide lachen. Obwohl es wehtut, liebe ich es. Mit Zoey lachen ist so ziemlich das Beste, weil ich weiß, dass wir beide dieselben schrägen Bilder im Kopf haben. Sie braucht bloß zu sagen: »Ein Zuchthengst wär vielleicht die Lösung«, und schon prusten wir beide los.

Zoey fragt: »Weinst du?«

Ich weiß nicht genau. Vielleicht schon. Ich hör mich an wie diese Frauen im Fernsehen, die gerade ihre ganze Familie verloren haben. Wie ein Tier, das sich die eigene Pfote abbeißt. Alles strömt zugleich auf mich ein – zum Beispiel, dass meine Finger nur Haut und Knochen sind und meine Haut praktisch durchsichtig. In meinem linken Lungenflügel spüre ich, wie sich die Zellen teilen, sich aufschichten wie Asche, die nach und nach eine Urne füllt. Bald werde ich nicht mehr atmen können.

»Geht schon in Ordnung, wenn du Angst hast«, sagt Zoey.

»Gar nicht.«

»O doch, natürlich. Alles, was du fühlst, ist in Ordnung.«

»Stell dir das vor, Zoey – die ganze Zeit in Panik zu sein.«

»Kann ich.«

Aber das kann sie nicht. Wie auch, wo sie doch noch ihr ganzes Leben vor sich hat. Ich verstecke mich wieder unter

meinem Hut, nur ganz kurz, weil mir das Atmen fehlen wird. Und das Reden. Und Fenster. Kuchen wird mir fehlen. Und Fische. Ich mag ihre kleinen Mäuler, wenn die so auf- und zu- und wieder aufgehen.

Und wo ich hingehe, kann man gar nichts mitnehmen.

Zoey sieht zu, wie ich mir mit dem Federbettzipfel die Augen wische.

»Mach's mit mir«, sage ich.

Sie sieht erschrocken aus. »Was?«

»Es steht überall kreuz und quer auf Zettelchen. Ich schreib's richtig auf, und du kannst mich dazu bringen, es zu tun.«

»Was denn? Das, was du an die Wand geschrieben hast?«

»Auch noch anderes, aber das mit dem Jungen zuerst. Du hattest schon tausendmal Sex, Zoey, und ich bin noch nicht mal geküsst worden.«

Ich sehe zu, wie meine Worte bei ihr ankommen. Sie landen sehr tief.

»So oft nun auch wieder nicht«, sagt sie schließlich.

»Bitte, Zoey. Und wenn ich dich anbettle, es zu lassen, und wenn ich noch so eklig zu dir bin, du musst mich dazu anspornen. Ich hab eine ganz lange Liste mit Sachen, die ich machen will.«

Als sie »okay« sagt, hört es sich bei ihr ganz einfach an, so als hätte ich sie nur gebeten, mich öfter zu besuchen.

»Ehrlich?«

»Hab ich doch gesagt, oder?«

Ich frage mich, ob sie weiß, auf was sie sich einlässt.

Ich setze mich im Bett auf und seh zu, wie sie hinten in meinem Schrank rumkramt. Bestimmt hat sie einen Plan. Das ist das Gute an Zoey. Aber sie sollte sich besser ein bisschen beeilen, weil ich anfangs, an Sachen wie Möhren zu denken. Und Luft. Und Enten. Und Birnbäume. Samt und Seide. Seen. Eis auf zugefrorenen Seen wird mir fehlen. Und

das Sofa. Und das Wohnzimmer. Und wie gern Cal Zauber-
kunststücke mag. Und Weißes – Milch, Schnee, Schwäne.

Aus den Tiefen des Schrankes zerrt Zoey das Wickelkleid,
das Dad mir letzten Monat gekauft hat. Das Preisschild
hängt noch dran.

»Ich trag das hier«, sagt sie. »Du kannst meins anziehen.«
Und schon knöpft sie ihr Kleid auf.

»Gehst du mit mir aus?«

»Es ist Samstagabend, Tess. Schon mal von gehört?«

Natürlich. Klar doch.

Ich war seit Stunden nicht mehr in der Senkrechten. Ich
komm mir ein bisschen komisch vor, irgendwie leer und
durchsichtig. Zoey in Unterwäsche hilft mir, in das rote
Kleid zu schlüpfen. Es riecht nach ihr. Der weiche Stoff klebt
an meinem Körper.

»Warum soll ich das hier anziehen?«

»Kommt manchmal gut, sich wie jemand andres zu füh-
len.«

»Jemand wie du?«

Darüber denkt sie nach. »Vielleicht«, sagt sie dann. »Viel-
leicht jemand wie ich.«

Als ich in den Spiegel schaue, ist es toll, wie anders ich
aussehe – großäugig, gefährlich. Aufregend ist das, so als
wäre alles möglich. Sogar meine Haare sehen gut aus, eher
theatralisch kurzgeschoren als frisch nachgewachsen. Wir
betrachten uns, nebeneinander, ehe sie mich vom Spiegel
wegführt und aufs Bett setzt. Dann holt sie mein Make-up-
Körbchen vom Schminktisch und setzt sich neben mich. Ich

Sie umrandet meinen Mund mit Lipliner und malt ihn

mit Lippenstift aus, findet Wimperntusche und sagt mir, dass ich sie ansehen soll. Ich versuche mir vorzustellen, wie es wohl sein mag, sie zu sein. Das mach ich oft, aber ich krieg es nie richtig in den Kopf rein. Als sie mich wieder vor den Spiegel stellt, glitzre ich. Ein bisschen wie sie.

»Wo willst du hin?«, fragt sie.

Es gibt so viele Möglichkeiten. Der Pub. Ein Club. Eine Party. Ich will einen großen dunklen Raum, in dem man sich kaum bewegen kann, so eng reiben sich Leiber aneinander. Ich will tausend Songs wahnsinnig laut gespielt hören. Ich will tanzen, und zwar so schnell, dass meine Haare lang genug wachsen, um draufzutreten. Ich will, dass meine Stimme das Bassdröhnen wie Donnerhall übertönt. Mir soll so heiß werden, dass ich im Mund auf Eis rumbeißen muss.

»Gehen wir tanzen«, sage ich. »Los, komm, wir reißen Jungs zum Vernaschen auf.«

»Geht klar.« Zoey hebt ihre Handtasche auf und führt mich aus meinem Zimmer.

Dad kommt aus dem Wohnzimmer und halb die Treppe hoch. Er tut, als wäre er auf dem Weg zum Klo, und stellt sich ganz überrascht, uns zu sehen.

»Du bist auf!«, sagt er. »Ein Wunder ist geschehen!« Widerstrebend zollt er Zoey Anerkennung. »Wie hast du das geschafft?«

Zoey lächelt den Fußboden an. »Sie hatte nur einen kleinen Anreiz nötig.«

»Und der wäre?«

Ich lehne mich auf eine Hüfte und sehe ihm in die Augen. »Zoey geht mit mir Pole Dancing.«

»Sehr komisch«, sagt er.

»Nein, echt.«

Er schüttelt den Kopf und reibt sich mit einer Hand in Kreisen über den Bauch. In seiner Hilflosigkeit tut er mir leid.

»Na gut«, sage ich, »wir gehen tanzen.«

Er schaut auf seine Uhr, als ob die ihm was Neues verraten würde.

»Ich pass auf sie auf«, sagt Zoey. Sie hört sich so liebenswürdig und vernünftig an, dass ich ihr beinahe glauben könnte.

»Nein«, sagt er. »Sie muss sich ausruhen. Clubs sind doch laut und verraucht.«

»Wenn sie sich ausruhen muss, warum haben Sie mich dann angerufen?«

»Ich wollte, dass du mit ihr sprichst, sie nicht wegschleifst!«

»Keine Sorge«, sagt sie lachend. »Ich bring sie Ihnen wieder.«

Ich spüre, wie mich die ganze Fröhlichkeit verlässt, weil ich weiß, dass Dad Recht hat. Wenn ich echt in einen Club gehen würde, müsste ich danach eine Woche lang schlafen. Immer, wenn ich zu viel Energie verbrauche, muss ich dafür bezahlen.

»Ist schon gut«, sage ich. »Das macht nichts.«

Zoey packt meinen Arm und zerrt mich hinter sich her die Treppe runter. »Ich hab das Auto von meiner Mutter«, verkündet sie. »Bis um drei bring ich sie nach Hause.«

Mein Dad sagt ihr Nein, das ist zu spät; er sagt ihr, sie soll mich bis Mitternacht zu Hause absetzen. Das wiederholt er noch ein paarmal, während Zoey meine Jacke aus dem Flurschrank holt. Als wir zur Haustür rausgehen, verabschiede ich mich laut, aber er antwortet nicht. Zoey zieht die Tür hinter uns zu.

»Mitternacht ist okay«, sage ich ihr.

Sie dreht sich noch auf der Türschwelle zu mir um. »Jetzt hör mal zu, Mädchen, wenn du das hier richtig machen willst, wirst du lernen müssen, dich an keine Regeln zu halten.«

»Ich hab nichts dagegen, bis Mitternacht wiederzukommen. Sonst macht er sich nur Sorgen.«

»Soll er doch – egal. Jemand wie du hat keine Konsequenzen zu befürchten!«

So hab ich das noch nie gesehen.

DREI

Natürlich kommen wir in den Club. An Samstagsabenden sind nie genug Mädels für alle am Start, und Zoey hat eine tolle Figur. Den Türstehern läuft das Wasser im Mund zusammen, während sie uns an den Anfang der Schlange durchwinken. Sie wiegt sich für sie in den Hüften, während wir durch die Tür gehen, und die Blicke von ihnen folgen uns durchs Foyer zur Garderobe. »Schönen Abend noch, Mädels!«, rufen sie. Wir brauchen nicht zu zahlen. Wir sind total in.

Nachdem wir unsere Mäntel abgegeben haben, gehen wir zur Bar und holen uns zwei Colas. Zoey schüttet sich aus dem Flachmann, den sie in ihrer Handtasche hat, Rum rein. Das machen alle an ihrem College, sagt sie, weil man so beim Ausgehen spart. Nicht zu trinken ist eine Regel, an die ich mich halten werde, weil mich Alkohol an die Strahlentherapie erinnert. Einmal habe ich mich zwischen zwei Behandlungen mit Sachen aus Dads Hausbar volllaufen lassen, und jetzt lässt sich das beides in meinem Kopf nicht mehr auseinanderhalten. Alkohol und die Erinnerung an totale Körperverstrahlung.

Wir lehnen uns an die Bar, um einen Überblick zu bekommen. Es ist schon ganz schön voll, auf der Tanzfläche vibriert es von Leibern. Lichtkegel jagen über Brüste, Ärsche, die Decke.

Zoey sagt: »Ich hab übrigens Kondome. Wenn du welche brauchst, die sind in meiner Tasche.« Sie berührt meine Hand. »Alles in Ordnung?«

»Jap.«

»Du kriegst keine Panik?«

»Nee.«

Ein ganzer Raum gepackt voll Samstagabendfieber ist genau, was ich wollte. Ich hab mit meiner Liste angefangen, und Zoey macht mit. Heute Abend werde ich die Nummer eins abhaken – Sex. Und ich werde nicht sterben, bevor alle zehn Punkte abgehakt sind.

»Guck mal«, sagt Zoey. »Wie wär's mit dem?« Sie zeigt auf einen Knaben. Er ist ein guter Tänzer, bewegt sich mit geschlossenen Augen, als wäre er der Einzige hier, als würde er nichts außer der Musik brauchen. »Der kommt jede Woche. Keine Ahnung, wie er mit Kiffen hier drin durchkommt. Süß, oder?«

»Ich will keinen Suchti.«

Zoey sieht mich stirnrunzelnd an. »Scheiße, was soll das denn heißen?«

»Wenn er auf Dope ist, wird er sich nicht an mich erinnern. Einen Besoffenen will ich auch nicht.«

Zoey knallt ihren Drink auf den Tresen. »Du erwartest doch hoffentlich keine große Liebe! Erzähl mir nicht, dass das auf deiner Liste steht.«

»Eher nicht.«

»Gut, denn ich sag's dir nicht gern, aber die Zeit arbeitet gegen dich. Komm, jetzt lassen wir's krachen!«

Sie zieht mich mit auf die Tanzfläche. Wir machen uns nah genug an den Kiffer ran, dass er uns bemerken muss, und dann tanzen wir.

Und es ist in Ordnung. Es ist wie in einem Urwaldstamm, wie wir uns alle im selben Tempo bewegen und atmen. Die Leute gucken, checken sich gegenseitig ab. Das kann mir keiner wegnehmen. An diesem Samstagabend hier zu tanzen, in Zoey's rotem Kleid die Blicke eines Jungen auf mich zu lenken. Manche Mädchen erleben so was nie. Nicht mal so viel.

Ich weiß, was als Nächstes passieren wird, weil ich mas-

senhaft Zeit zum Lesen hatte und die Abläufe kenne. Der Kiffer wird näher kommen, um uns abzuchecken. Zoey wird ihn nicht ansehen, aber ich schon. Ich werde den Blickkontakt eine Sekunde zu lange halten, und er wird sich zu mir vorbeugen und mich nach meinem Namen fragen. »Tessa«, werde ich sagen, und er wird das wiederholen – das harte »T«, die beiden Zischlaute, das hoffnungsvolle »a«. Ich werde ihm mit einem Nicken bestätigen, dass er richtig gehört hat, dass ich es mag, wie hübsch und neu es sich aus seinem Mund anhört. Dann wird er die Arme ausbreiten, die Handflächen nach oben, als würde er sagen: *Ich ergebe mich, was kann ich bei so viel Schönheit machen?* Ich werde scheu lächelnd den Blick senken. Das verrät ihm, dass er sich vorwagen kann, dass ich nicht beißen werde, sondern die Spielregeln kenne. Dann wird er mich in seine Arme schließen, und wir werden zusammen tanzen, mein Kopf an seiner Brust, und ich werde seinen Herzschlag hören – den Herzschlag eines Fremden.

Aber so läuft es nicht. Drei Dinge hab ich nämlich vergessen: Dass Bücher nicht real sind. Und dass ich keine Zeit zum Flirten habe. Zoey hat es nicht vergessen. Sie ist das Dritte, das ich vergessen habe. Und sie mischt sich ein.

»Das ist meine Freundin«, ruft sie Kifferknabe über dem Musikpegel zu. »Sie heißt Tessa. Bestimmt würde sie gern mal an deinem Joint ziehen.«

Lächelnd reicht er ihn uns rüber und nimmt uns beide ins Visier, lässt seinen Blick über Tessas lange Haare wandern.

»Das ist reines Gras«, flüstert Zoey. Was immer es ist, es fühlt sich dick und beißend hinten in meinem Rachen an. Ich muss davon husten und fühle mich leicht benebelt. Ich reiche ihn Zoey weiter, die tief inhaliert und ihn dann ihm zurückgibt.

Jetzt bewegen wir drei uns zusammen, während die Bässe durch unsere Fußsohlen in unser Blut wummern. Bilder wie

in einem Kaleidoskop flackern von den Großbildleinwänden an den Wänden. Der Joint geht noch mal rum.

Ich weiß nicht, wie viel Zeit vergeht. Vielleicht Stunden. Minuten. Ich weiß nur, dass ich nicht aufhören darf, mehr nicht. Wenn ich weitertanze, werden die dunklen Ecken nicht näher kommen und die Stille zwischen den Songs nicht lauter werden. Wenn ich weitertanze, werde ich wieder Schiffe auf hoher See sehen, Herzmuscheln und Wellhornschncken schmecken und das Knirschen von frisch gefallenem Schnee hören, den man als Erster betritt.

Irgendwann lässt Zoey einen neuen Joint rumgehen. »Froh, hier zu sein?«, fragt sie lautlos.

Ich halte an, um zu inhalieren, stehe eine Sekunde zu lange dumm rum, vergesse mich zu bewegen. Und jetzt ist der Bann gebrochen. Ich versuche, wieder etwas Begeisterung aufzubringen, fühle mich aber, als hockte ein Geier auf meinem Brustbein. Zoey, Kiffer und all die anderen Tänzer sind weit weg und unwirklich, wie eine Fernsehsendung. Ich erwarte, nicht mehr dazuzugehören.

»Bin gleich wieder da«, sage ich Zoey.

In der Stille der Toilette sitze ich auf der Schüssel und betrachte meine Knie. Wenn ich dieses kurze rote Kleid ein kleines Stück höher ziehe, kann ich meinen Bauch sehen. Da habe ich noch rote Flecken drauf. Und auf meinen Oberschenkeln. Meine Haut ist so trocken wie die von einer Eidechse, ganz gleich, wie viel Creme ich einreibe. Die Innenseiten meiner Arme sind voller Nadeleinstichlöcher.

Ich bin fertig mit Pinkeln, wische mich ab und ziehe das Kleid wieder runter. Als ich aus der Kabine komme, wartet Zoey am Händetrockner. Ich hab sie nicht reinkommen gehört. Ihre Augen sind dunkler als zuvor. Betont langsam wasche ich mir die Hände. Ich weiß, dass sie mir zusieht.

»Er hat einen Freund«, sagt sie. »Sein Freund ist süßer, aber du kannst ihn haben, weil es dein besonderer Abend ist. Sie heißen Scott und Jake, und wir gehen mit zu ihnen nach Hause.«

Ich halte mich am Waschbeckenrand fest und betrachte mein Gesicht im Spiegel. Meine Augen kommen mir fremd vor.

»Einer von den Tweenies heißt Jake, du weißt schon, diese Kindersendung«, sage ich.

»Also wirklich«, sagt Zoey, der es jetzt reicht, »willst du Sex haben oder nicht?«

Ein Mädchen am Waschbecken neben mir wirft mir einen Blick zu. Ich möchte ihr sagen, dass ich nicht bin, was sie denkt. Ich bin eigentlich sehr nett, bestimmt würde sie mich mögen. Aber dazu ist keine Zeit.

Zoey zerrt mich aus der Toilette und zurück an die Bar. »Da sind sie. Der da ist deiner.«

Der Junge, auf den sie zeigt, hält seine Hände flach vor dem Schritt, die Daumen in die Gürtelschlaufen gesteckt. Er sieht aus wie ein Cowboy mit abwesendem Blick. Weil er uns nicht entgegenseht, bleibe ich stehen und rühre mich nicht vom Fleck.

»Ich kann nicht!«

»O doch! Jung kaputt spart Altersheim!«

»Nein, Zoey!«

Mein Gesicht fühlt sich erhitzt an. Ich frage mich, ob man hier drin irgendwie an Luft rankommt. Wo ist die Tür, durch die wir gekommen sind?

Sie straft mich mit einem Stirnrunzeln. »Du hast mich drum gebeten, dich herzubringen! Und was soll ich jetzt machen?«

»Nichts. Du brauchst gar nichts zu machen.«

»Du kannst einem leidtun!« Sie schüttelt den Kopf über mich und stolziert über die Tanzfläche davon, raus in die

Lobby. Ich beeile mich hinterherzukommen, und sehe, wie sie meine Garderobenmarke abgibt.

»Was machst du da?«

»Ich hol deinen Mantel. Und besorg dir ein Taxi, mit dem du dich nach Hause verpissen kannst!«

»Du kannst nicht allein zu den beiden nach Hause, Zoey!«

»Wenn du dich da mal nicht täuschst.«

Sie schiebt die Tür auf und inspiziert die Straße. Jetzt, wo niemand mehr Schlange steht, ist es ruhig hier draußen, keine Taxis weit und breit. Im Rinnstein picken ein paar Tauben an einer Schachtel vom Hähnchenimbiss.

»Bitte, Zoey, ich bin müde. Kannst du mich nicht nach Hause fahren?«

Sie zuckt mit den Schultern. »Du bist immer müde.«

»Sei nicht so gemein!«

»Sei nicht so langweilig!«

»Ich will nicht zu irgendwelchen fremden Jungs nach Hause mit. Was da alles passieren kann!«

»Und das ist auch gut so, weil nämlich ansonsten absolut null passiert.«

Ich trete von einem Bein aufs andere, hab plötzlich Angst. »Ich will, dass es perfekt ist, Zoey. Wenn ich mit einem Jungen schlafe, den ich nicht mal kenne, was bin ich dann? Eine Schlampe?«

Mit funkelnden Augen stiert sie mich an. »Nein, dann bist du lebendig. Wenn du in ein Taxi steigst und zu Daddy nach Hause fährst, was bist du dann?«

Ich stelle mir vor, wie ich ins Bett gehe, die ganze Nacht die abgestandene Luft in meinem Zimmer einatme, am Morgen aufwache, und nichts ist anders als sonst.

Ihr Lächeln ist wieder da. »Komm schon«, sagt sie. »Du kannst den ersten Punkt von deiner blöden Liste abhaken.

Ich weiß, dass du es willst.« Ihr Lächeln ist ansteckend. »Sag Ja, Tessa. Na los, sag es!«

»Ja.«

»Jippie!« Sie schnappt sich meine Hand und führt mich zurück zum Eingang. »Jetzt sims deinem Vater, dass du bei mir übernachtetest, und dann kommen wir hier aber mal in die Gänge.«



Jenny Downham

Bevor ich sterbe

Taschenbuch, Broschur, 320 Seiten, 12,5 x 18,3 cm
ISBN: 978-3-570-30674-1

cbl

Erscheinungstermin: Juni 2010

Ihr bleibt keine Zeit, aber die Liebe

Die Ärzte machen der 16-jährigen Tessa wenig Hoffnung. Ihr Kampf gegen die Leukämie scheint nach vier Jahren verloren. Doch Tessa will nicht einfach verschwinden, sie will leben – wenigstens in der Zeit, die ihr noch bleibt. Sie schreibt eine Liste, was sie noch tun will, bevor sie stirbt: einen Tag nur ja sagen, Drogen nehmen, einen Tag lang berühmt sein, etwas Verbotenes tun, einmal Sex haben. Als Adam auftaucht, ist Sex plötzlich mehr als ein Punkt auf ihrer Liste. Doch darf man lieben, wenn man stirbt?

Tessa erzählt die Geschichte ihres Todes – mit unglaublicher Courage, Ehrlichkeit und voller Hoffnung. Ihr glauben wir, dass Liebe selbst das Sterben verändert.